

Deutsch sprechen, das heißt: Deutsch denken.

Von

Emil Weidmann.

Man will alle unbedeutenden Fremdwörter aus der deutschen Sprache ausmerzen. Man ist in diesem Falle sogar die Besessene. Die Berliner Polizei hat sich des Berliner Straßenschildes angenommen und unter den stillschweigenden Diktierung abgehäutet. „Wiederholung“ ist mit „Wiederholung“ überlegt worden. Was weder richtig noch unrichtig ist, und das Schild in einem Wadenboden der Tausendertafel ist, und das Schild in holländischer Reinigung lesen konnte:

„Englisch spoken“

„On paris français“

Man spricht deutsch! — und wenn man auf der Straßendahn im Wehrange einer Dame auf den Fuß tritt und „Parbon“ murmelt, wird man durchgelesen, das deutsche Mädchen belächelt uns: „Man sagt nicht mehr „Parbon“, man sagt „Auf Wiedersehen“. — Es ist gut so. Alle Gebildeten, die mitarbeiten wollen an der Aufrechterhaltung unseres Sprachschages, machen einen großen Kassenfund, um die fremden Münzen von den einheimischen zu sondern. Es war tatsächlich ein bißchen weit mit uns gekommen, der Widerspruch, den wir fremden Eindringlingen entgegensetzten, war recht gering geworden. Grund dafür war einmal die kritische Lieberklärung des Fremden schließlich. Dann aber auch viel tiefer liegend, die allgemeine Verwilderung des Sprachgefühls, jene „Johannisfeier“ beim Schreiben, deren sich nicht nur die vielgeschätzten Diktationslehrer schuldig machten, sondern auch Schriftsteller von Ruf, ja sogar Dichter. Und die Deutschen, Soll der Kampf, den wir für die Reinhaltung der deutschen Sprache führen, Erfolg haben, so genügt nicht das Abschaffen von Fremdwörtern. Sondern alle, die es angeht, müssen darauf hinarbeiten, daß das Sprachgefühl an sich wieder besser wird. Wir müssen lernen, gegen lächerlichen Sprachschmutz zu kämpfen, wo er sich auch zeigt. Sollen wir lernen, nicht einander zu schämen, das ist eine Verbesserung. Aber gut schreiben kann jeder lernen, der nicht zu faul ist. Denn Stil ist ja nicht nur äußerliches, nur Bombast-

liches. Ein Satz, der schlecht gemacht ist, ist auch schlecht gemacht, d. h.: nicht zu Ende gebracht. Wenn alle, die schreiben, sich zur Pflicht machen, keinen Satz aufs Papier zu bringen, bei dem sie sich nicht vorher das Genüge wie auch jedes einzelne Wort bis zu seiner ursprünglichen Bedeutung durchgesehen haben, ist schon viel gebessert. Dann bekommt unser Schriftdeutsch wieder jenen Festigkeit, daß es wie von selber gegen ungeschickte Einblendungen widerstandsfähig wird. Allerdings kostet solche Gewissenhaftigkeit anfangs ungewöhnlich geistige Arbeit. Aber sie wird bald zur zweiten Natur.

Als der feilere Reichstagsler Dr. Michaelis seine erste Rede hielt, begann er mit den Worten: „Erfolgreich habe ich die Ehre...“ Kein Mensch hat protestiert. Aber „erfolgreich“ kann man wirklich nicht sagen. Es geht nicht. Vor einigen Jahren wurden in den deutschen Eisenbahnwagen Schieber mit folgender Aufschrift angebracht: „Für Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege wird dringend ersucht, nicht in den Wagen zu spucken.“ Das ist viel schlimmer als „Möbes“ oder sonst etwas in der Art, und betriegt ebenso schlimm wie das Aussehen der deutschen Reichstagsler. Denn dieser Satz ist sprachlich ein Ungeheuer. Seit wann erlaubt man „zu“ etwas? Wenn ich nun statt in den Wagen zu spucken aus dem Fenster spucke, so hat nicht die öffentliche Gesundheitspflege etwas davon, sondern die Volksgesundheit oder der Gesundheitszustand der Deutschenlichkeit oder etwas dergleichen. Die öffentliche Gesundheitspflege kann ich nur fördern, wenn ich einem einheimischen Wohlstandesgenossen 1000 Mark schenke. Der Mann, der diesen Satz gebildet hat, bedachte nicht, daß solche Verbodung überhaupt nicht halb negativ abgefaßt werden kann, sondern entweder ganz negativ oder, noch besser, ganz positiv. Das sind ja ganz primitive Unterscheidungen. Wenn aber in taubensprachig verdrängten solchen Ansprüchen die Behörde ein derart elendes Deutsch verewigt, muß sich das Sprachgefühl ja abkämpfen, und wenn nicht einmal die Behörde deutsch kann, warum soll es dann der Bürger können?

In einer positiveren Mitteilung einer sehr angesehenen Tageszeitung stand folgender Satz: „Es verlaute, daß diese Deutschen gewisse Eigenschaften über die auf griechischem Boden zu entfaltenden Tugenden des griechischen Völkerstammes enthält.“ Über diesen Satz hier, bis ich einmal das Wort für Wort hintereinander laut liest, bekommt ja schließlich heraus, was der Mann mit den auf's und für's und zu's gemeint hat. Aber wenn er außer der Gewissenhaftigkeit, mit der er statt des fremden „Kongratulations-

lager“ das gute deutsche Wort „Sperrlager“ einfügt, nun sich auch noch sozial Mühe gemacht hätte, den Satz in seine Glieder zu bringen, hätte er Korts Deutsch geschrieben. Es geht mit einem Satz: „Es verlaute, daß diese Deutsche Eigenschaften enthält über die Sperrlager, die auf griechischem Boden für die zu entfaltenden Tugenden des griechischen Völkerstammes enthält.“ Aber die Angst vor dem Relativsatz ist nicht auszurotten.

Hätten wir eine Akademie zur Reinhaltung der Sprache, wie die Franzosen eine solche in ihrem „Institut“ seit Jahrhunderten besitzen, so würde auch die Unklarheit darüber, was Schriftdeutsch und Sprachdeutsch ist, nicht so groß sein. Wörter, die nur als Ausweise im Sprachdeutsch Sinn haben, werden heute unbenutzt in das Schriftdeutsch übernommen. In einem Buch über Leonards schreibt eine unserer begabtesten Kulturhistorikerinnen: „Dieses das Übermaß zugrunde gegangen ist, wir wissen es nicht.“ Das ist falsch. Es muß heißen: „Auf welche Weise.“ — „Wieso“ gehört, wenn es überhaupt zulässig ist, ins Sprachdeutsch und ist auch da nur Sorgen.

Dieses Einbringen von Jargonwörtern in die Schriftsprache ist ja eine der schlimmsten Qualen der Sprachverwilderung. Besonders in Deutschland, wo die Gemütsprochigkeit eine ganz andere Rolle spielt als im Reich und wo fortwährend in die deutschen Kulturkreise Elemente eindringen, die des Deutschen nicht hinreichend mächtig sind. Wenn Hugo von Hofmannsthal schreibt, „der Wind hat mit ein Blatt Papier beim Fenster heringetrogen“, so mag das bewußte Kolterier sein und der Absicht entsprechen, österreichisch-deutsches Sozialkolterier zu geben. Denn so reden die Dichterepoche gerne. Aber deutsch ist das dazumal dazumal, wie wenn einer schreibt, daß ihm „über seinen Pan“ ein Kato zur Verfügung gestellt wurde. Dem gemeint ist dann nicht, daß dies über seinen Pan hinaus ging, sondern gemeint ist auf seinen Pan. Denn in Deutschland gewöhnen, wie man oft in den Pan, gewisse „über Wund“ auch Pan. Und wenn ein Wiener sagt, seine Familie sei im Sommer „am“ Sommerung oder gar „am“ Land, so macht er sich nicht klar, daß dieses „am“ gar nichts mit unterm Wörterbuch „am“ zu tun hat, sondern nichts weiter ist als eine aus dem ständigen Sprachdeutsch entfallende Verwirrung aus „auf dem“ (auf'm — a'm). Dasselbe hängt in Deutschland dann auch ein Glasfasser auf dem Plafond. Das kommt davon. Wie weit die Unklarheit gegenüber dem Sinn einzelner Sätze geht, zeigt eine aus Deutschland jetzt auch bei uns einbringende Warte in der Verwendung oder Vermeidung des Kompositivs. Zum Bei-

spiel aus einem berühmten Kriegsberichtshalter: „Die Gefolge erlöste aber ihre Kühnheit, als daß sie sie abschrecken würde.“ Die sinnlose Verwendung der Futurform „würde“ ist unzulänglich wohl in Aufzählungen gekommen infolge der Unklarheit der Schreibenden gegenüber der Konjunktivform harter und schwächer Getrübetter. Diese Form ist nicht immer leicht (etwa bei dem Zeitwort „haben“). Aus Bequemlichkeit haben sich die österreichischen Schriftsteller in Geschäftsstellen gern der Futurform anvertraut, bei der größere Schwierigkeiten wohl ausgefallen sind und haben diese schwerfällige Form zum Sprachgebrauch erhoben, so daß es den Konjunktiv in Deutschland praktisch überhaupt kaum noch gibt. Das kann uns auch geschehen. Wenn wir nicht aufpassen, weiß in 30 Jahren kein Mensch mehr, wann man „würde“ sagt und wann „würde“. Die Bequemlichkeit ist der erfolgreichste Lehramtler, eine heimliche Berufs-School of German Language.

Diese Kleinigkeiten mögen pedantisch wirken. Aber sie sind nicht minder wichtig als das Ausmerzen überflüssiger Fremdwörter, viel mehr noch wichtiger, weil tiefer liegend. Wenn wir uns gewöhnen — und wir sind Sündler allzumal — kein Wort, keine Form zu gebrauchen, deren ursprüngliche Bedeutung uns nicht vollkommen klar ist, wenn wir gegenüber dem Geist der deutschen Sprache wieder gewöhnlicher verfahren, dann treffen wir das Uebel an der Wurzel und dann kommt die Verhinderung fremden Volkstums ganz von selbst.

Daran kann und muß jeder mitarbeiten, der schreibt, und seien es nur Zeile. Wie jeder das machen will, ist seine Sache. Man kann Grammatik lernen (Grammatik ist sehr schön) und wenn man deutsche Grammatik kann, lerne man Französisch oder Italienisch. Und wenn man das kann, gewöhne man sich, jeden Morgen eine Seite französisch oder italienisch in gutes klares Deutsch zu bringen, so daß es kaum noch überlegt ausfällt, so daß die Übersetzung zum Original so witzig, wie die Klarheit eines Besessenen zu seiner Vorbereitete. Denn, wenn man überlegt, ist man ja gewungen, sich bei jedem Wort, das man hinhören will, klar zu machen, was es bedeutet. Und darauf kommt es an.

Das Deutsche Völkerstamm hat die bedeutigste Dicht, „Kabalen“ von „Kabalen“ die Uebersetzung erweist: das Buch, das den höchsten Stoff behandelt, kommt von dem jungen norddeutschen Dicht, „Kabalen“ des „Kabalen“.

Stuttgarter. Kambholz, Wäre Schogall und William Bauer die augenblickliche Sturmstellung gewöhnt.